Nr. 40.

Colonia.

Sonntag, 6. Oktober 1912.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderen Abteilungen:
Unseren Frauen sowie Gartenarbeit und Blumenpflege.

Das Hochzeitsmahl.

Das heutige Evangelium läßt eine verschiedene Deutung zu. Man kann es beziehen auf die Vermählung des ewigen Wortes mit der Menschheit in der Menschwerdung, aber auch auf die Einladung zum Hochzeitsmahle, d. h. zum Anschluß an die von Christus gestiftete kirchliche Gemeinschaft, die Einladung, wie sie im Laufe der Zeiten an die einzelnen Völker gerichtet ward.

In dieser Beziehung ging zunächst die Berufung an das auserwählte Volk der Juden. Von diesem aber wurde der ersten Einladung keine Folge geleistet. Zum zweiten Male klopfte Gott mit seiner Gnade an und zum dritten Male. Doch die Boten des Hausvaters wurden nicht nur unberücksichtigt gelassen, sondern ergriffen und ermordet. Von der Juden Händen floß das erste Martyrerblut, als der Jünger Stephanus unter ihren Steinen zusammenbrach. Aber wehe ihnen, des Himmels Rache folgte auf dem Fuße. „Als der König dies hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus, ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken.“ Jerusalem sank in Asche, und eine jammervolle Erinnerung ist alles, was von den Erstgeladenen des Evangeliums übrig geblieben.

Doch die göttlichen Segnungen sollten nicht zugrunde gehen, ohne jemandem zu gute gekommen zu sein. Auf die offenen Straßen, d. h. auf alle Erdenwege schickte der König seine Boten, zur Teilnahme am Hochzeitsmahle des Evangeliums zu bitten. Ohne Ansehen der Person wird alles, reich und arm, vornehm und gering, gelehrt oder unwissend, Zutritt erhalten, wenn sie nur der Einladung folgen und am Feste sich beteiligen wollen.

So drängt man sich denn auch von allen Seiten, wie am Jordan zu dem Täufer Johannes, in den Festsaal der Kirche. Wir sehen eine ganze bunte Reihe: Weltweise, Soldaten, Leute aus dem gewöhnlichen Volke, Herren, Knechte, Weiße, Schwarze, Bürger, Bauern, Kaufleute, Handwerker usw.

Bevor man ihnen Einlaß gewährte, wurden sie gefragt: „Glaubst du an Gott den Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde? Auch an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, der für uns Mensch geworden und am Kreuze unsere Sündenschuld hinweggenommen hat? Auch an den hl. Geist, den Gnadenspender und an die sichtbare Gemeinschaft der Kirche, die der hl. Geist durch Papst und Bischöfe leitet und regiert? Alle bejahten es und traten ein. Die Beteiligung war zahlreich genug, um das königliche Gastmahl zu Ehren zu bringen.

Aber die Annahme der Einladung und der Eintritt in den Festsaal berechtigt noch nicht, sich nun auch schon ohne weiteres am Tische niederzulassen und sich zu denen zu zählen, die sich für versichert halten können, nun auch alle die Gaben zu genießen, die das Hochzeitsmahl bietet, um die Geschenke zu erhalten, mit denen der König die Gäste beschenken will.

Der König kann doch diese zusammengewürfelten Ankömmlinge nur dann beherbergen, wenn sie zum Dank wenigstens den guten Willen zeigen, durch säuberliche Kleidung und durch Beobachtung des allergewöhnlichsten Anstandes den Gastgeber zu ehren.

Die Gnade bietet den Menschen den Glauben an, aber mit der Annahme des Glaubens hat er noch keinen vollen Anspruch auf das himmlische Hochzeitsmahl. Das Menschenherz muß des Glaubens sich auch würdig zeigen durch Werke des Heiles, durch Werke der Liebe. Denn auf diese in der Gnade Gottes vollbrachten Werken der Liebe gründet sich unser Verdienst.

Der König ging hinein, die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte; zu diesem sprach er: „Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast?“ Man mag sich wohl zur Kirche und zu ihrem Glauben unumwunden bekennen, ja, man kann selbst ohne die anderen christlichen Tugenden in der Kirche bleiben, wer aber meint, nun auch ohne diese Tugenden, bloß weil er sich zum katholischen Glauben bekennt, in den Himmel zu kommen, der ist im Irrtum.

Der Kirche im Himmel werden dereinst nur jene angehören, die mit der Kirche auf Erden nicht bloß in äußerlicher Fühlung, sondern in innerer Lebensverbindung gestanden haben. Damit, daß man katholisch getauft ist, hat man ebensowenig eine Freikarte zur Fahrt in den Himmel, als die unverschuldete äußere Trennung von der Kirche ein Zeichen für die Ausschließung aus dem Himmel ist. Wer als Katholik sich in pharisäischem Hochmute auf sein n Katholizismus und seine Zugehörigkeit zur Kirche etwas zu gute tun, nicht aber so leben wollte, wie das die Lehre Christi verlangt, der betrügt sich um sein Heil.

Allerdings lehrt die Kirche und muß sie lehren, will sie nicht ihre eigene Daseinsberechtigung preisgeben, daß sie die vom göttlichen Heiland gestiftete Anstalt sei, den Menschen den Weg zum ewigen Heile zu zeigen und zu führen. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht auch diejenigen innerlich zum mystischen Leibe Christi gehören und durch ihn gerettet werden, die durch unverschuldeten Irrtum, meinetwegen indem sie in einer andern Konfession geboren und erzogen wurden, also äußerlich von der Kirche getrennt sind, aber redlich nach der Wahrheit suchen, die die ihnen dargebotenen Gnaden benutzen nach ihrem Glauben und ihrer ehrlichen Ueberzeugung leben und reumütigen Herzens um Vergebung ihrer Sünden bei Gott anhalten.

Nichts ist dem göttlichen Heiland mehr zuwider, als der Hochmut. Darum würden auch diejenigen sich sehr belügen, die sich etwas zu gute tun wollen auf ihre vermeintliche Frömmigkeit und so strenge urteilen über die Fehler anderer —. Derjenige, der die Macht hat, aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken, plötzlich aus dem Schächer einen Bekenner, aus dem Saulus einen Paulus zu machen, kann auch zu jeder Zeit den verstocktesten Sünder, dessen freie Mitwirkung selbstredend vorausgesetzt, zu einem vollendeten Heiligen umschaffen.

Gewiß, das Wort des göttlichen Heilandes am Schlusse des heutigen Evangeliums „Viele sind berufen, wenige aber sind auserwählt,“ ist ein Wort, das ernste Gedanken nahelegt und uns lehrt, mit Furcht und Zittern unser Heil zu wirken. Aber solche Worte dürfen nicht gepreßt und es darf nicht daraus geschlossen werden, die meisten Menschen gingen verloren. Im Gegenteil, sollte nicht die Güte, die Liebe und Barmherzigkeit Gottes es geradezu fordern, daß die Mehrzahl der Menschen gerettet werde?

Müßte nicht die Würde der Person Christi, der unendliche Wert seiner Menschwerdung, seines Lebens, Leidens und Sterbens, die Größe seiner Verdienste, die Kraft seines Gebetes beeinträchtigt erscheinen, wenn die segensreichen Früchte dieser seiner Erlösungstaten, die für alle ohne Ausnahme vollbracht und aufgeopfert wurden, nur an wenigen wirksam und offenbar würden? Wäre nicht die Herrlichkeit Christi, sein Sieg über Satan und Sünde weniger glorreich und bewundernswert, wenn die größere Masse der Menschen dem am Kreuze besiegten Todfeinde, dem Satan, auf immer wieder anheim fiele?

Gott will, daß alle Menschen selig werden, und das will er in jedem Augenblicke, so lange der Mensch lebt. Darum ist es eine ganz verkehrte, fatalistische Behauptung, es könne einmal im Leben ein Augenblick eintreten, wo Gott beschließe, den Menschen gänzlich zu verlassen und ihm alle übernatürliche Hülfe zur Rettung seiner Seele zu entziehen. — Kein Mensch in diesem Leben wird von Gott ganz verlassen. Man dürfe, sagt der hl. Augustin, verzweifeln an der Bekehrung des Teufels, nicht aber an der Rettung eines Menschen, so lange ein Atemzug in ihm ist.

Oder wie sollten wir sonst die schönen Worte der Hl. Schrift begreifen: „Bei dem Herrn ist Barmherzigkeit und überreiche Erlösung.“ „Du, o Herr, bist gütig und von großer Erbarmung.“ „Er ist gut gegen alle, die auf ihn hoffen, gut gegen jede Seele, die ihn sucht.“ „Er zerbricht nicht das geknickte Rohr und löscht den glimmenden Docht nicht aus.“ „So wahr ich lebe,“ spricht der Herr, „ich will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe.“ „Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt, nicht daß er die Welt richte,

Hä kennt sich.

De lang Vakanz wor glöcklich
No widder ens am Eng.
Ganz brav de Junge soße
Un niet gefalde Häng
Der Reih noh op de Bänk. —
„Wer wor dun üch om Land?“
Su dät dä Lehrer froge.
Do hov sich mänche Hand.
„No got,“ — säht dä Herr Lehrer,
„Natorgeschichte eß.
Un wer om Land wor, wed no
En Deer kenne geweß,
Dat do der ganzen Dag wahl
Om Hoff eröm, wault em Dreck,
Dät sich nit wäsche, kämme,
Alles hät im geschmeck,
Un alles dät et fresse
Wat et nor irgends fung.
No saht mer, wet dat wor doch?“ —
Drop stund 'ne kleine Jung
Glich op, ganz rut, verläge,
Als dät hä schamme sich,
Hä säht ohn' opzoblecke:
„Hä — Lehrer — dat woor ich.“

Gertrud Elisabeth.

Krokodilgeschichten.

Erzählung von **Dr. Rosenberg.**

Wo nach vollbrachter Jagd der deutsche Jägersmann beim Glase zungenlösenden Getränkes und unter dem Kräuseln der tabakswolken Proben vom Verstande seines Dackels oder von der gerissenen Schlauheit des lange verfolgten Bockes erzählt, da tischt im Halbdunkel zwischen Abendmahlzeit und Schlafengehen der Dschungelmann an den Flüssen und in den Sumpfgebieten des tropischen Ostens seinem weißen Gaste unheimliche Geschichten vom „König der Ströme“, vom Krokodil, auf.

Stellt schon das, was man im nüchternen prosaischen Westen bei solchen Anlässen zu hören bekommt, zuweilen nicht geringe Forderungen an die Glaubenskraft, so verlangen die Berichte des ohnehin dem Uebersinnlichen und Mystischen zuneigenden Malaien in dieser Beziehung noch viel mehr. Wahr sind und bleiben die meisten dieser Eingeborenengeschichten aber doch. Von ihrem bannenden Zauber geht freilich viel verloren, sobald das sanftfließende, musikalische Malaisch mit dem härteren Klange der westlichen Sprache vertauscht wird und an die Stelle des flackernden Schimmers der Damarfackel an der Palmblätterwand die elektrische Lampe und der Schreibtisch der Zivilisation treten. Die paar Episoden, die hier weitererzählt werden sollen — zu umfangreichen Berichten oder gar Erörterungen ist nicht der Raum — gehen zurück auf Mitteilungen eines bekannten englischen Sportsmannes und Asienkenners, A. Cavendish (u. a. in Chambers Journal), also auf eine Quelle, von der nichts anders als unbedingte Zuverlässigkeit erwartet werden kann, und nicht auf Berichte von Ruch-Jägern und Ruch-Reisenden, die vielleicht einmal vierzehn Tage in Singapore oder Batavia oder sonst einer zahmen Küstenstadt gewesen sind. In ihnen malt sich natürlich das Krokodil nicht so, wie der Eingeborene es deutet, sondern wie der Europäer es in Wirklichkeit findet: eine Bestie, räuberisch, verschlagen und widerlich im höchsten Grade.

Der genannte Engländer hatte zum Beispiel sein erstes derartiges Erlebnis, als ihn, nicht gar lange nach seiner Uebersiedelung, Umstände zwangen, in einem äußerst schwankenden und schadhaften Einbaum einen windungsreichen, stehenden, mangrovenumsäumten Wasserlauf mehrere Stunden weit zu befahren. Um seine eigenen Worte zu gebrauchen:

„Mein größter Wunsch war es, zum ersten Male ein Krokodil zu sehen und — da ich noch nicht lange in den Tropen war — womöglich zu schießen. Mit mir in dem Einbaum waren mein chinesischer Boy und der frühere Eigentümer des Bootes; letzterer sorgte mit einer Paddel für die Fortbewegung, während meine eigene Tatkraft ausschließlich darauf gerichtet war, das Gleichgewicht zu bewahren und die Katastrophe des Umschlagens, die jeden Augenblick drohender zu werden schien, nach Möglichkeit hinauszuschieben. Vertrautheit mit der Gefahr führt zu ihrer Verachtung; ich wurde schließlich so kühn, meine krampfschmerzenden Glieder zu strecken und eine neue, bequemere Lage zu suchen.

„Bei meinem ehrwürdigen Charon erkundigte ich mich, ob es in dem Wasserlauf Krokodile gäbe. Mit einem Kichern, soweit der Malaie sich derart gehen läßt, meinte der Alte, ich brauchte keine Angst zu haben. Es wären freilich Krokodile darin, aber lauter freundliche Tiere, die niemals einem menschlichen Wesen etwas zuleide täten. Etwas gekränkt darüber, daß meine geheimsten Gedanken so bloßgelegt wurden, versank ich wieder in Schweigen und den Genuß einer Zigarre, und wurde immer schläfriger — als eine Bemerkung des Alten meine Gedanken mit einem Ruck wieder zur Erde zurückbrachten.

„Itu dia, da ist eins!“ sagte er ruhig und wies dabei nach Eingeborenenart mit dem Munde auf ein Gewirr von Mangrovewurzeln und faulendem Blattwerk, während seine Paddel in unverändertem Tempo nieder- und aufging.

„Da ist eins. Ich sah, schaute und spähte durch den flimmernden Schatten, konnte aber nichts erblicken, was irgendwie meiner Vorstellung von einem Krokodil glich. »Wo?« fragte ich — und dann kam das Malheur.“

„Mein Boy“, stets auf Gefälligkeiten bedacht, hatte ein vorbeischwimmendes Stück Holz ergriffen und schleuderte es mit Gewalt nach der von dem Malaien angedeuteten Stelle. Die nächste halbe Minute war ein einziges Chaos. In meiner Hast, das Krokodil zu sehen, hatte ich mich aufgerichtet, und dabei brachte mich die heftige Wurfbewegung meines Dieners um das Gleichgewicht. Ich fiel zurück, glücklicherweise in das Boot; ein paar Eimer Wasser platschten über die Seite herein; der Alte, der hinten saß, brachte mit der ruhigen, instinktmäßigen Bewegung jemandes, der sein Geschäft versteht, das Fahrzeug wieder zur Ruhe und murmelte das eine Wort: »Bodah! Dummkopf« Als ich wieder in sitzende Stellung gekommen war, sah ich einen langen schwarzen Gegenstand, den ich für einen Balken gehalten hatte, lautlos ins Wasser gleiten, fast ohne die Oberfläche beim Verschwinden auch nur zu kräuseln, und fing dann einen Blick aus zwei vortretenden, grausamen Augen auf, die mich gierig anzuschauen schienen, als sie in dem schlammigen Wasser verschwanden.

„Ich hatte mein erstes Krokodil gesehen. Ob die letzte Bemerkung des Alten mir oder meinem Diener galt, habe ich nicht herausbekommen, hatte auch keine Lust, zu fragen. Auf jeden

sondern daß die Welt durch ihn selig werde." Darum lieber Leser, richte auch du nicht, sondern suche durch Glaube, Vertrauen, Gottes- und Nächstenliebe deine Auserwählung sicher zu stellen und durch dein **Beispiel** andere zu ermuntern, mit dir den Weg der Tugend zu wandeln, der uns alle zur ewigen Heimat führt. P. H.

(LA) Zum Rosenkranzfeste.

Der Monat Oktober hat uns wieder die fromme, gemeinsame Uebung des lieblichen Rosenkranzgebetes gebracht.

Gar viel ist über den Rosenkranz und das Beten desselben gespöttelt worden, ja, es hat eine Zeit gegeben, wo flache Aufklärung Rosenkranz und Rosenkranzkirchen verboten hatte, aber er bleibt in alten Ehren. Nach wie vor trägt ihn der Ordensmann und die Ordensschwester sichtbar an der Seite, die Pilger lassen ihn auf der Wallfahrt immer noch durch die Finger gleiten, und bei der Fronleichnamsprozession knüpfen an das Abbeten desselben die Gläubigen, wie zu der Väter Zeiten, den Preis des h. Sakramentes. Dem Kinde ist ein Rosenkränzchen ein gar liebes Geschenk, und dem alten Mütterchen im Lehnstuhl der liebste Gesellschafter. Das Pensionsfräulein nimmt den Feingeketteten aus weißer Elfenbeinkapsel, und der vornehme Herr scheut sich nicht, in eine Bank hinzuknien, ihn zu beten. Und man geht im Advent und in der Fastenzeit am beginnenden Abend nicht durch ein katholisches Dorf, oder es schallt einem auch aus vielen Häusern das Rosenkranzgebet als gemeinsame Familienandacht entgegen.

Man hat nun zwar, wie gesagt, viele Vorurteile gegen den Rosenkranz. Langweilig, z. B., sagte man, sei der Rosenkranz wegen seiner ewigen Wiederholungen und geisttötend. Aber warum denn? Ist es einem braven Kinde langweilig, wenn es auf der Wiese ein Veilchen nach dem andern oder ein Vergißmeinnicht zu dem ersten und zweiten pflückt, ein Sträußchen der lieben Mutter zu binden? Ist es dem Bräutigam oder der Braut langweilig, wenn sie sich zehn- oder zwanzigmal in einer Stunde mit den nämlichen Worten ihre Liebe versichern? — So wird auch der, welcher eine innige Liebe zu Jesus Christus und seiner gebenedeiten Mutter hat, bei dieser oft wiederholten Begrüßung nicht Langeweile bekommen; jedes neue Gesetz ist ihm wie die neue Strophe eines und des nämlichen Liedes.

Andere meinen, der Rosenkranz möge ein passendes Gebet für Kinder, alte Frauen und Leute niederen Standes sein, aber nicht für Leute von Stand und Bildung. Nicht wahr, so etwas wie: „Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, zumal wie dieser Zöllner da," klingt aus solchen Reden heraus. Ich denke doch, was demütige Gesinnung anlangt, zumal beim Beten, da müssen auch die gelehrten Herren werden „wie die Kinder und der arme Zöllner". Wenn das Rosenkranzgebet also in sich für Kinder und schlichte Leute überhaupt brauchbar ist, dann kann es für den Gebildeten nicht wohl unzweckmäßig erscheinen. Im Gegenteil, für den gelehrten Mann, der angestrengt geistig tätig ist, ist gerade das einfache Rosenkranzgebet eine Absparnung, eine Erholung. So finden wir denn auch gerade bei großen Gelehrten und Künstlern, bei Fürsten und Königen, bei Staatsmännern und Generälen diese besondere Hochschätzung des Rosenkranzgebetes. Man braucht nur an Namen, wie Tilly und Radetzki, an den großen Musiker Christoph Gluck und den berühmten Rechtsgelehrten Jarcke, an den großen irischen Volksredner Daniel O'Connell und an unseren nicht minder großen Parlamentarier Hermann von Mallinckrodt zu erinnern. Sie alle haben den Rosenkranz geliebt.

Wer übrigens ein wenig tiefer über den Rosenkranz nachdenkt, der wird in dieser Gebetsweise einen außerordentlichen Gedankenreichtum und vielfache fromme Anregungen für sein Gemütsleben finden. Was der Christ glaubt und hofft und liebt, das findet er hier in Gebetsform gebracht, was Gott, der Dreieinige, in seiner Liebe für der Menschen Erlösung getan, das findet er in den 15 Gesetzen erzählt, auf was des Menschen Verlangen soll gerichtet sein, das lehren ihn des Vaterunsers Bitten, und wen er als mächtige Fürsprecherin am Throne Gottes nicht vergebens anfleht, wird ihm durch den wiederholten Engelsgruß zum Bewußtsein gebracht.

Und wie schön ist die durch den Rosenkranz ermöglichte Leichtigkeit und Gemeinsamkeit des Gebets? Man kann ihn hervorziehen auf dem Spaziergang und auf der Reise, man kann ihn beten im Dunkeln und wenn unsere Hände keine andere Beschäftigung haben; in der Kirche vermag sich jeder daran zu beteiligen, auch der nie lesen gekonnt, oder es wegen der Schwäche seiner Augen nicht mehr kann, es ist ein Wechselgebet, wo das Gebet des einen immer das des anderen als entsprechendes Echo weckt. Vor kurzem besuchten wir eine nahezu achtzigjährige Frau. Sie beklagte sich, daß sie nicht mehr, wie sie es immer so gern getan, zur Kirche gehen, und gar keine h. Messe hören könne. Ich zeigte auf den vor ihr auf dem Tische liegenden Rosenkranz und meinte, der schaffe Ersatz. „Ja," sagte sie mit Tränen in den Augen, „wenn ich den auch nicht hätte, den einzigen Freund in meinen alten Tagen."

Dazu kommt, daß sich an den Rosenkranz so viel Segen knüpft. Nicht umsonst gibt man dem Leichnam in den Sarg und in das Grab einen Rosenkranz mit. Es ist, als trüge der Christ so gleichsam den Himmelsschlüssel in seiner Hand.

Einst wurde ein Klosterbruder auf dem Sterbebette von seinem Ordensoberen befragt, ob er auch noch einen Wunsch habe. Keinen anderen, entgegnete dieser, als daß man mir einen Rosenkranz mitgebe in den Sarg. Das schien dem Oberen nun so selbstverständlich, daß er meinte, der gute Bruder müsse etwas besonderes dabei haben, daß er das extra sich ausbitte, was doch schon ohnehin geschehe.

Da erzählte denn der Bruder, es habe ihm in der vorhergehenden Nacht geträumt, er sei, abgeschieden von seinem Leibe, dem Himmelstor zugewandert, und vor demselben mit einer anderen Seele zusammengetroffen, die einen ganzen Bund Schlüssel bei sich hatte und einen um den anderen probierte, das Himmelstor aufzuschließen, aber umsonst, es wollte keiner passen. In ihrer Not aber griffen sie zu allerletzt noch zu ihrem Rosenkranz, um damit einen Versuch zu machen, das verriegelte Himmelstor zu öffnen. Und siehe da, was ihr mit keinem der Schlüssel gelingen wollte, gelang ihr mit dem Kreuz am Rosenkranz. Nun, meinte der Klosterbruder, was jener Seele am Himmelstor aus der Verlegenheit geholfen und ihr den Himmel geöffnet habe, könne auch ihm helfen, zumal er, so fügte er heiter hinzu, keinen Schlüssel so zu drehen und zu handhaben wisse, wie seinen Rosenkranz, den er von Jugend auf fast täglich gebetet habe. Darum wolle er sich mit diesem Himmelsschlüssel versehen, damit, wenn ein anderer Schlüssel ihm das Himmelstor nicht öffne, er trotzdem nicht in Verlegenheit komme.

In dieser kindlichen Anschauung des Klosterbruders drückt sich eine tiefe Wahrheit aus. Nicht gerade der Rosenkranz ward ihm zum Himmelsschlüssel, aber die Liebe zu Gott, zu Jesus Christus, und das vertrauensvolle Anrufen der Fürbitte Mariens, die haben ihm das Himmelstor geöffnet, und wer gerne und andächtig den Rosenkranz betet, der beweist dadurch, daß er eben diese Liebe und dies Vertrauen tief in seinem Herzen trägt. So wollen auch wir uns in diesem Monate recht fleißig an dem gemeinsamen Rosenkranzgebete beteiligen, damit auch uns, kommt die letzte Stunde, die Liebe zu Jesus und seiner gebenedeiten Mutter Eingang verschafft ins himmliche Paradies. P. H.

(KV) Der Londoner Sonntag.

Von **K. Waninger** (London).

Um den kulturellen Zustand eines Volkes kennen zu lernen, ist es unbedingt erforderlich, das Volk bei der Arbeit zu sehen, das Schaffen geistiger und materieller Werte zu beobachten. Eine Vervollständigung des daraus hergeleiteten Urteiles wird vielfach dadurch ermöglicht, daß man ein Volk auch bei seiner Erholung sieht.

Viele Beobachter englischen Lebens halten dafür, daß Englands Blüte vorbei, daß der Kulminationspunkt seines Wirtschaftslebens und auch seines Geisteslebens überschritten sei. Gewiß, heute ist England nicht mehr der einzige, vielleicht nicht mehr der erste große Faktor im Weltverkehr. Das liegt aber meines Erachtens nicht so sehr daran, daß seine eigene Wirtschaft zurückgegangen ist, als daran, daß andere Länder zu mächtiger Blüte sich entwickelt haben, daß insbesondere Deutschland und die Union immer mehr hervortreten. Die Tatsache der ungeheuren Entwickelung dieser beiden Länder mußte naturgemäß England aus seiner Monopolstellung verdrängen; sie erklärt seine große internationle Defensivpolitik. Von absolutem Rückgang in Englands Wirtschaft, von der daraus gefolgerten Dekadenz seiner Kultur kann nicht die Rede sein. Welche Gesundheit, welches Maß von innerer Kraft gehörte dazu, über ein halbes Jahrhundert unter vollständigem Freihandelsregime die wirtschaftliche Monopolstellung zu wahren, ein Jahrhundert lang bei intensivster, grandioser Industrieentwickelung fast ohne jede soziale Gesetzgebung auszukommen!

Daß das englische Volk dabei gesund bleiben konnte, liegt eben daran, daß es verstand, nach getaner Arbeit gut zu ruhen. Wir wollen hier nicht auf die ganze Art englischen Lebens nach den Arbeitsstunden eingehen, nicht den englischen Arbeiter in seinem Einfamilienhaus mit Garten zeigen, nicht das ausgedehnte Sportleben und seine gesunden Wirkungen betrachten, auch nicht die Streitfrage prüfen, ob und inwiefern die englische Arbeitszeit besser eingeteilt ist wie die deutsche. Wir wollen nur einmal in Gedanken einen Sonntag in der englischen Hauptstadt verbringen.

Schon um 1 Uhr Samstags schließen fast alle Geschäfte und Werkstätten. Sie machen es dadurch den Angestellten möglich, schon Samstags hinauszufahren aufs Land, in den Bergen von Wales oder an der Seeküste Erholung zu suchen. Die City ist Samstagnachmittags wie auch Sonntags wie ausgestorben. Wo man noch ein paar Stunden vorher sich nicht ohne Lebensgefahr durch das Gewimmel von Automobilen, Droschken, Omnibussen usw. hindurchwagen konnte, da sieht man jetzt nur noch einige wenige Leute auf dem Heimwege, ab und zu einen Zeitungsjungen, die letzten Ereignisse ausrufend. Die Wirtshäuser sind im Innern der Stadt fast leer; nur in den Arbeitervierteln herrscht mehr Leben, aber auch hier werden alle Wirtschaften punkt 12 Uhr nachts geschlossen; es wäre nach englischem Begriff unverantwortlich, in den Sonntag hinein zu feiern. Nur in einem Viertel Londons herrscht Samstagsnachmittags das denkbar bunteste Leben und Treiben, und kein Besucher Londons sollte versäumen, es zu betrachten. Das ist Whitechapel — ich glaube die größte Judenansiedelung der Welt. All der Putz, der bunte Tand, dem die Söhne und Töchter Israels besonders in den unteren Klassen so hold sind, beherrscht die Straße. Man höre dazu die hebräischen Laute, den eigenen Akzent der vielen deutschen Juden, man sehe die Synagogen und gar den Bau des jüdischen Theaters, und man glaubt im Orient zu sein. Aber auch hier erlischt alles Leben um Mitternacht, und die praktische Tätigkeit des so geschäftigen Volkes muß sich 24 Stunden absolute Ruhe auferlegen. Es beginnt der Sonntag.

In keinem Lande wird der Sonntag derart streng gewürdigt und gehalten wie in England. Gewiß hat der ernst-düstere Geist

---

Fall war sie reichlich verdient. Das Ganze trug sich vor vielen Jahren zu, und wenn auch seitdem Dutzende der ekelhaften Reptilien meiner Büchse erlegen sind, so habe ich doch nie den Blick voll bösartigen Hasses und konzentrierter Bosheit, wie er aus jenen gelblich-grünen Augen auf mich schoß, vergessen.

Leben und Jagd drüben im Dschungel sind mitunter ein böses Stück, mehr an bewußter Sammlung aller Kräfte verlangend als der Ansitz auf dem Bock oder auch die Birsch auf Gebirgswild. Es ist ja eigentlich überflüssig, das noch ausdrücklich zu sagen. Dennoch mag der Gedanke manchem anstoßen, der liest, was der nämliche Cavendish über ein Erlebnis berichtet, das zwar nicht er selbst, sondern der Leiter einer Holzfällerei, ein verbummelter und Gott weiß wie im fernen Osten an Land getriebener Schiffsoffizier durchzukämpfen hatte.

Cavendish lernte ihn gelegentlich eines Geschäftsbesuches in seinem Kamp kennen, wo von zahlreichen Malaien und Chinesen die überall hochbewerteten Hartholzbäume geschlagen und zu Flößen zusammengestellt wurden. Als er mit seinem Boot an dem kleinen Landungssteg anlegte, fand er zu seinem Erstaunen diesen G. ein paar Meter vom Ufer entfernt auf einem Rattanbett liegen, eine schwere Expreßbüchse über den Knieen, und gespannt nach einem roh zusammengefügten Pagar (Pferch) im Strome blickend. An diesem hingen, einige Fuß über dem Wasser, die Kadaver von ein paar Affen und einigen Pariahunden, während ein halbes Dutzend Enten, die mit einer langen Schnur an den Stämmen festgebunden waren, ängstlich mit den Flügeln flatterten und mit jämmerlichem Quaken loszukommen suchten.

Eben wollte der Ankömmling sich besorgt fragen, ob vielleicht die Whiskyflasche oder allzuviel Alleinsein für diesen Stand der Dinge verantwortlich sei, als er bemerkte, daß G.s Bein vom Knöchel bis zum Knie fest mit einem ungeschickten Verbande verschnürt war. Da warf er sich neben ihn in den willkommenen Schatten zur Erde und erfuhr dann folgendes:

Vorletzte Nacht hatte G. friedlich schlafend in seiner Palmblatthütte, auf einer Lichtung etwa zwanzig Meter vom Flusse ab gelegen, als mit einem Male sein Hund zu heulen begann und sich auch nicht beruhigen lassen wollte. G. stand auf und ging um das Häuschen, um nach der Ursache der Störung zu forschen, konnte aber nichts sehen, hielt also dem Köter in seiner malerischen und blumenreichen Seemannssprache eine Rede und legte sich wieder hin. Fünf Minuten später wurde er von einem neuen Winseln geweckt. Diesmal wirklich ärgerlich, nahm er einen Stock und schoß hinaus, um über den Störer seiner Träume harte Buße zu verhängen. Plötzlich glitt mit unheimlicher Schnelligkeit ein dunkles Etwas aus dem Schatten der Büsche — und G. fühlte sich am rechten Knie wie in einen Schraubstock geklemmt. Er bückte sich, um sich freizumachen, und fand zu seinem Entsetzen, daß er in den Fängen eines Krokodils steckte, dessen Zähne sich ihm unwiderstehlich in Fleisch und Knochen bohrten.

Nun begann ein Kampf, fürchterlich, vorwärts und rückwärts: das Krokodil suchte sein Opfer an den Rand des Wassers zu ziehen — G., halbgelähmt durch sein gefesseltes Bein, wehrte sich um sein Leben und strebte vom Flusse wegzukommen. Schließlich warf die Bestie ihn mit einer unwiderstehlichen Kopfbewegung um und begann ihn dann rasch zum Wasser zu schleifen. G. fühlte, wie er sich ausdrückte, daß „alles aus war außer dem Brüllen." Einen letzten Versuch beschloß er noch zu machen: Als das Tier einen Augenblick Halt machen mußte, weil ihm ein Baumstumpf im Wege stand, nahm er den Vorteil wahr, setzte sich aufrecht und brachte es fertig, dem Reptil seine beiden Daumen in die Augenhöhlen, die einzigen verletzlichen Teile eines Krokodilschädels, zu bohren. Den Rest der Geschichte erzählen G.s eigene Worte am besten:

Sowie ich meine Daumen fest in seine Augen hineinkriege, macht das Beest das Maul auf, um zu brüllen, und läßt mein Bein los. Und da bin ich erlöst. Am nächsten Morgen ist es das erste, daß die Kulis ihm sein Frühstück zurechtmachen, wie sie da sehen, und ich leg mich hier in den Stuhl, und da bleib ich drin, und wenn's ein Monat wird!"

Vergebens suchte Cavendish den Mann zu überreden, mit ihm zur nächsten Station zu fahren und einen Arzt in Anspruch zu nehmen. Gründe, Bitten, nichts hatte Erfolg; nur rohe Gewalt hätte allenfalls zum Ziele führen können. Der Mann weigerte sich entschieden, seinen Stuhl zu verlassen, bis er das Krokodil erlegt hätte; seinem Peiniger blieb schließlich nichts übrig, als ihm das Bein ordentlich zu verbinden und sich dann unter Hinterlassung der besten Wünsche zu verabschieden. Acht Tage später traf er ihn wieder, diesmal in einem Hospitalbett, schwer leidend, aber munter und zufrieden in dem Bewußtsein, daß die Knochen jenes Krokodils vor seinem Hause in der Tonne bleichen.

Und sein Ende!? Ein paar Wochen danach brachte ihm die unglückselige Gewohnheit, Hindernisse auf den Dschungelpfaden mit dem Kolben der geladenen und gespannten Büchse wegzuräumen, den Tod! Solcher und ähnlicher Unfug muß wohl international sein. Den Eingeborenen aber war es nie und immer auszureden, daß hier nicht etwas eigentlich selbstverständliches eingetreten sei, sondern — daß frevelhafter Mord des „Königs der Flüsse" seine Strafe erhalten habe!

Ueberhaupt dieser Aberglaube, oder wie man die mehr oder minder phantasievollen, zuweilen aber auch wirklich auf Naturbeobachtung aufgebauten Lehren der Volksweisheit und die Geschichten und Märchen nennen will, die das Denken und Fühlen des unheimlichen Stromkönigs ergründen und sein Treiben schildern sollen. Sonderbar kommt uns die Behauptung vor — mein Gewährsmann lehnt es ausdrücklich ab, sie geradezu Aberglauben zu nennen — daß ein Moskitonetz unter keinen Umständen im Wasser des fließenden Stromes gewaschen werden dürfe. Geschehe das trotzdem, dann sei die unfehlbare Folge, daß noch vor Ablauf einer Woche am nämlichen Ufer ein Mensch aus dem Dorfe den Tod im Rachen eines Krokodils finde.

Der Glaube ist so festgewurzelt wie kein anderer; in vielen Dörfern gilt es als schlechtweg selbstverständlich, die Vorhänge, die gereinigt werden sollen, zu irgend einem Teich im Dschungel oder einer Quelle zu schaffen, anstatt auch nur Wasser, das aus dem Flusse geschöpft ist, zu gebrauchen — und das, obgleich dieselben Personen tatsächlich in demselben Strome regelmäßig baden und ihre Kleider waschen! Cavendish weiß als unerklärliche Seltsamkeit zu berichten, daß ihm persönlich nicht weniger als vier Beispiele zur Kenntnis gekommen sind, in denen ein Moskitonetz im Flusse ausgewaschen worden und hinterher jedesmal binnen einer Woche ein Dorfbewohner den Bestien zum Opfer gefallen ist! In einem der Fälle war in dem betreffenden Strome vorher über ein Jahr hindurch überhaupt niemand von Krokodilen zerrissen worden. Der Uebeltäter ist in der Regel irgend ein chinesischer Wanderhändler. In einem andern der erwähnten vier Vorfälle wurde der frevelnde Chinamann von dem erbitterten Polizeibeamten des Dorfes, einem Eingeborenen, verhaftet und unter der Beschuldigung, fahrlässig die Tötung eines Menschen verursacht zu haben, dem nächsten Gerichtsgefängnis eingeliefert — so unumstößlich steht dem Malaien die Richtigkeit seiner Meinung fest.

Vor einigen Jahren brachten die Zeitungen in Singapore

des Kalvinismus manches dazu beigetragen. Indes sind die gar zu strengen Gebräuche, unter quäkerischem Einfluß entstanden, nur mehr teilweise vorhanden, da sie den psychischen Bedürfnissen des Volkes in mancher Beziehung zu wenig Rechnung trugen. Der englische Sonntag aber, wie er heute besteht, erreicht nahezu das Ideal eines vernünftig denkenden Menschen, und ist eine der größten Wohltaten für eine auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet zusammengedrängte Menschenansiedlung von acht Millionen. Das ist auch von den höchsten katholischen Würdenträgern Englands erkannt worden. Der durch seine scharfe Erkenntnis der sozialen Uebel und sein bewundernswertes sozialreformatorisches System so wohlbekannte Kardinal Manning betrachtet vollständige Sonntagsruhe mit als eines der ersten Mittel zur Lösung der sozialen Frage und hebt ihre Bedeutung hervor auf religiösem, gesundheitsfreundlichem und psychologischem Gebiet.

Den letzteren Faktor lernen wir würdigen, wenn wir am Sonntagmorgen eine der Adultschulen besuchen, die über das ganze Land verbreitet sind. Auf das psychologisch fein aufgebaute System dieser Anstalten kann ich hier nicht eingehen. Es sind Sonntagsschulen für die Aermsten des Volkes, auf religiöser Grundlage basiert. In einer großen Halle kommen hier all die Leute zusammen, die vielleicht die ganze Woche in den Docks gearbeitet haben, kein freundliches Wort hörten, ganz sich selbst überlassen waren. Sie stellen sich hier ein zu gemeinsamem Gebet, gemeinsamem Singen religiöser Hymnen, Lesen von Bibelstellen, aber auch um in sehr vielen Fragen des praktischen Lebens unterrichtet zu werden von Männern, die vielfach den ersten Kreisen angehören und sich diesen Armen freiwillig einige Stunden widmen. Es sind meist solche Menschen, deren Los die beste soziale Gesetzgebung nicht ändern kann, deren Rettung und Erhaltung nur auf religiös-psychologischer Grundlicher möglich ist — und sie zählen in London nach vielen Tausenden. Ich habe diese Versammlungen des Studiums halber verschiedentlich mit Deutschen besucht. Ich habe „Aestheten" sich abwenden sehen, um dem Händedruck eines jener armen Leute zu entgehen, aber ich habe auch hochgebildete, gefühlvollere Leute fast vor Rührung weinen sehen angesichts des erhabenen Ernstes und der hier erzeugten Zufriedenheit jener Menschen der fünften Klasse.

Doch nicht nur unter den Armen ist das religiöse Leben so gepflegt. Ohne behaupten zu wollen, daß das innere Leben in der anglikanischen Kirche besonders eifrig sei, kann man doch sagen, daß England das religiöseste Land unserer westlichen Kultur ist. Und wer hier nicht aus innerem Antrieb teil nimmt, der folgt aus Tradition. Es ist eine bekannte Tatsache, daß speziell auch das religiöse Leben unter den Katholiken, englischen sowohl als irischen, außerst lebhaft ist. Wer sich davon überzeugen will, der besuche eine der katholischen Kirchen oder die Westminsterkathedrale, die in einigen Jahren nach vollendetem Ausbau eine der prachtvollsten Kathedralen der neuen Zeit sein wird.

Wenn der Sonntagmorgen sich seinem Ende nähert, wollen wir nicht versäumen nach dem Hydepark zu gehen. Unsere Tätigkeit kann dort sehr verschieden sein. Weite Rasenplätze bilden hier — im Herzen Londons — ein wirksames Gegengewicht gegen die staubigen Straßen der City, wundervolle Blumenbeete geben uns einen Begriff von englischer Gartenkultur, der große Teich ladet zum Rudern. Doch wir wollen gar nicht so weit in den Park hinein. Wir sehen gleich beim Eintritt zwanzig Versammlungen unter freiem Himmel. Zu einer Gruppe hinzutretend, sehen wir einen Mann aus dem Volk — heute (Pfingsten) natürlich im Zylinder — fromme Hymnen vorsingend und den Gesang seiner Andächtigen im Refrain würdevoll dirigierend. Es ist eine der zahlreichen kleinen nonkonformistischen Sekten. Eine andere Gruppe spendet eben einem Redner Beifall, der die sozialen Gesetze Englands eine unwürdige Stümperei nennt, im übrigen in Ausdrücken redet, die uns, übersetzt, recht wohlbekannt dünken. Wir brauchen nicht erst durch die kleine rote Flagge der Internationale über dem Rednerpult den Charakter dieses Meetings zu erfahren, ebenso wie wir schon durch das mehr oder weniger scharf und angenehm klingende Organ belehrt werden, daß wir es bei jener andern gut besuchten Versammlung um eine Protestkundgebung der Suffragettes gegen die Verurteilung ihrer beredten Führerin Pankhurst und ihrer Gefährten zu tun haben.

Doch wir müssen uns beeilen, wenn wir jenes prächtige Bild sehen wollen, das eine typische Eigenart Londons ist, die große Sonntagmorgen-Promenade bei Hyde Park Corner. Die ganze vornehme Welt pflegt sich hier Sonntags etwa um 1 Uhr ein Stelldichein zu geben, einen Spaziergang auf der Promenade zu machen, an der Korsofahrt teilzunehmen oder auch zu reiten. Wer sich für die Mode interessiert, der findet hier gerade im Frühling sein Eldorado. Er darf jedoch den Rat nicht verschmähen, sich dieses Jahr auf Damenmode zu beschränken, da die neue Herrengarderobe diesmal infolge des Schneiderstreiks ausgeblieben ist und es im höchsten Grade unfashionabel wäre, schon ein Muster 1912 anzuziehen, was einen Mann dem wohlberechtigten Verdacht aussetzte, dem ehrsamen Schneidegewerbe anzugehören.

Des Nachmittags fahren wir nach einem jener herrlichen Ausflugsorte, die in dieser Art nur England kennt. Es steht uns zur Wahl, für einen Betrag bis zu 50 Pfg. nach Kewgardens, Richmond oder Hampton Court zu kommen. Obgleich die Kewgardens mit ihren uralten Baumbeständen, mit ihren botanischen Sehenswürdigkeiten ersten Ranges nicht geringe Anziehungskraft auf uns ausüben, wählen wir heute Hampton Court. Und nicht wir allein, Tausende von Londonern haben das gleiche Ziel. Gedränge? Keineswegs. Die vielen ausgedehnten Rasenflächen, durch wundervolle Blumenbeete oder blühendes Gesträuch, oder alte, ehrwürdige Baumriesen voneinander geteilt, gewähren Raum im Ueberfluß. Da sieht man kleine und große Familien jeden Standes auf den grünen Flächen in der herrlichen Frühlingsluft gelagert, wie sie ihren Tee kochen, oder die jungen Mädchen, die die Woche über in der Office tätig waren, sich bei einem der zahlreichen englischen Ballspiele vergnügen. Obgleich wir uns vorgenommen haben, heute ganz in der freien Luft zu leben, können wir uns doch nicht versagen, einen Gang durch die Gemäldegalerie des alten Schlosses zu machen, bei dem wir manchen guten van Dyck und Rubens entdecken. Dann aber hinunter zum River! Die Themse, hier sehr breit, ist ganz mit Booten und Punts übersät. Das Rudern bietet hier wirklich einen hohen Genuß. Stundenlang geht's an den grünen Ufern der Themse und ihrer idyllischen Seitenkanäle entlang. Bei großer Hitze schützen die hohen Bäume vor der Sonne. In ihrem Schatten, ausgestreckt im Punt liegend, kann man wunderbar ruhen und träumen. Den Nachmittagstee bereitet man sich vielfach selbst im Boot oder aber man legt an einem der kleinen, grünen Themseinselchen an, auf denen uns in den Teegärten vortrefflich aufgewartet wird.

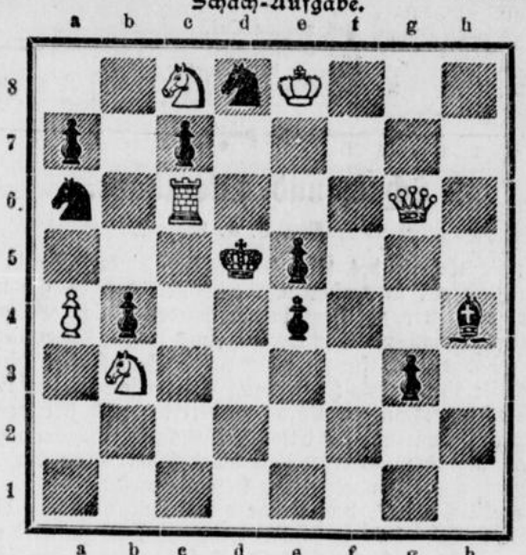
So geht der Nachmittag schnell vorüber. Hunderte von Autoomnibussen und Elektrischen bringen die Ausflügler in das Häusermeer zurück — neugestärkt zu neuer Arbeit. Ich aber kann nimmer Bernhard Shaw und auch so vielen Deutschen glauben, daß das englische Volk nicht mehr gesund sei — ein Volk krank, das versteht, sich so gesund zu erholen!

Aus aller Welt.

(KV) **Eine schwimmende Walfisch-Ausstellung** befindet sich gegenwärtig an der Carolabrücke in Dresden. Dort wird ein Walfisch gezeigt, der im Sommer 1901 bei Sörö an der Küste von Norwegen erlegt wurde. Das Alter des Tieres wird auf etwa 100 Jahre geschätzt. Die Länge des Kolosses beträgt 22½ Meter, sein Gewicht 120 000 Kilogramm. Durch eine neue Präparationsmethode ist es gelungen, das Tier so lange zu erhalten. Die Ausstellung wurde, wie uns aus Dresden gemeldet wird, vom Könige von Sachsen besucht, auch der Kaiser hat sie vor längerer Zeit in Swinemünde besichtigt. B

Spiel- u. Rätsel-Ecke

Schach-Aufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Verwandlungs-Rätsel.

1. Kanne . . * * . / . . . * * / * * . . . Eimer.
2. Bach . * . * / . . * * / . * * . Meer.

Wie kann man mit je zwei Substantiven als Zwischenstufen eine Kanne in einen Eimer und einen Bach in ein Meer verwandeln, indem man jedesmal die beiden durch Sternchen angedeuteten Buchstaben des vorhergehenden Wortes ändert?

Bilder-Rätsel.



Magische Quadrate.

g				—		r			
s				—		k			
h				—		t			
h				—		z			

2 a 1 c 1 d 2 e 2 f 1 h 2 i 2 l 3 n 2 o 1 r 3 s 2 u.

Vorstehende 24 Buchstaben sind in die freien Felder obiger Quadrate einzustellen. Ist dies richtig vorgenommen, müssen 1. die je vier wagerechten Reihen der beiden Quadrate bekannte Hauptworte mit den angeführten Anfangsbuchstaben ergeben und 2. die wagerechten Reihen beider Quadrate, zusammengezogen, Doppelworte. Die Einzelworte bedeuten: 1. Metall, 2. Gewürz, 3. Teil des Kopfes, 4. Wohngebäude, 5. Naturerscheinung, 6. Fruchtkern, 7. Wollgewebe, 8. Abgabe.

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Zahlenrätsel.

1. Wein. 2. Arac. 3. Selterwasser. 4. Sekt. 5. Eiercognac. 6. Rum. — Wasser.

Skat-Aufgabe.

A spielte Grand.
Er hatte t B, p B, t 10, t K, t 9, t 8, t 7, k A, k K, k 9;
B hatte k B, p A, p 10, p K, p D, p 8, p 7, k D, k 8, k 7 (Null ouvert).
Gang des Spiels:
1. p B, k B, c B. 2. t K, p A, t D.
Hiernach zog der Spieler Treff weiter, wobei B, um später wimmeln zu können, die drei Karo abwarf, und A hatte Rest.
t = Treff. p = Pik. c = Coeur. k = Karo.

Diagonal-Rätsel.

l e g a t
p i l l e
k l a r a
s p u n d
s e n s e

Silben-Aenderungs-Rätsel.

Leiste, Käfer Gestirn Duett Mode Eiland Klima Person Schellack Markgraf Garbe Firnis Hubert. — Erntedankfest.

Bilder-Rätsel.

Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Auslassungs-Aufgabe.

Mal(t)er K(r)ater G(e)ier Tre(i)ber (B)rand (J)obst M(a)us (G)ramm Gar(d)e. — Treibjagd.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bestler in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

---

eine Schilderung des Verfahrens, das die einheimischen Jagdhunde befolgten, wenn sie einen mit Krokodilen besetzten Flußlauf kreuzen wollten. Sie sammelten sich zuerst alle an dem einen Ufer und bellten laut und anhaltend, um die Bestien herbeizulocken. Dann liefen sie schnell stromaufwärts und setzten an einer anderen Stelle über. An diesen Bericht eines Halbeuropäers knüpften die Redaktionen allerlei spöttische Bemerkungen über gerissenen Hundeverstand und dergleichen. Zwei Monate später saß Cavendish abends bei einem alten Dorfhäuptling und besprach mit ihm den Verlauf einer am Tage vorher abgehaltenen Bockjagd. Bei der Gelegenheit erzählte er dem Mann, der selber der Besitzer der besten Hundekoppel der ganzen Gegend war, auch von den Aeußerungen der Zeitungen in Singapore.

Der Alte sann einige Minuten, seine Betelnuß kauend, und kam dann mit folgender Aufklärung heraus: „Wo Rauch ist, da muß man nach dem Feuer suchen. Was du da erzählst, ist eine wahre Geschichte, die durch vieler Leute Mund gegangen ist. Es verhält sich mit ihr also: Nicht die Klugheit der Hunde ist's, sondern die der Besitzer. Die Männer meines Volkes sind immer sehr vorsichtig, wenn sie zu Fuß mit den Hunden einen Bock jagen und dabei über einen Fluß hinüber müssen, denn das Bellen der Hunde ruft die Krokodile zusammen. Sie richten sie deshalb dazu ab, daß sie am Ufer Halt machen und laut und lange bellen. Die Jäger gehen darauf in einiger Entfernung über den Strom und rufen dann die Hunde, die ihren Herren in den Fußstapfen folgen."

Gleich am nächsten Tage fand er Gelegenheit, diese Deutung bestätigt zu sehen. Ein Bock, den seine eigenen drei Terriers in wilder Flucht auf einen stehenden Seitenarm des Flusses zu und setzte dort ins Wasser. Kläffend schwammen die Hunde um ihn herum und suchten sich ihm in Rücken oder Flanken zu verbeißen. Einige Dorfköter, die der Lärm angelockt hatte, kamen hinzugejagt und beteiligten sich mit viel Heulen und Bellen an der Hetze, machten aber gar keinen Versuch, ins Wasser zu gehen. Cavendish stand am Ufer und pfiff vergeblich seinen Hunden. Plötzlich schrie der Bock wie in Todesangst auf und verschwand, ohne noch einmal zum Vorschein zu kommen, unter der schlammigen Oberfläche des Teiches, als wäre er von einem unsichtbaren Feinde in die Tiefe gezogen. Kaum eine Blase oder ein Kräuseln des Wassers gab von dem, was sich unten abspielte, eine Andeutung. Nach einer Erklärung empfand der Jäger jedoch kein Bedürfnis; seine drei Terriers, die ihm zitternd und geduckt auf den Fersen folgten, hatten eine Lehre erhalten, an die sie lange dachten, wenn auch trotzdem zwei von ihnen später von einem ähnlichen Schicksal ereilt wurden.

Unser Gewährsmann berichtet, er habe die Lebensgewohnheiten und Eigentümlichkeiten des Buoia, des Krokodils mit manchem verständigen Eingeborenen erörtert. Deren mit tiefstem Ernst vorgetragenen Ansichten würden sicherlich jeden Naturforscher groß aufschauen lassen und ihm mancherlei offenbaren. In der Mehrzahl sind die Leute fest überzeugt, daß dem Tiere die Gabe der Bezauberung zuzuschreiben sei, gleichwie den Schlangen, ein vielverbreiteter Volksglaube, den die Wissenschaft heute klar als wirklichen Aberglauben erkennt und zwanglos auf die allbekannte, ganz natürliche Schreckenlähmung erklärend zurückführt [vgl. hierüber z. B. die neuesten Hefte von Natur und Kultur, München]. Ebenso haben ihm die Eingeborenen bestimmt versichert, daß die Krokodile in einem bestimmten Flußrevier keinem Menschen etwas zu leide tun, wenn nicht der Mensch sie zuerst belästigt hat.

Er fuhr zum Beispiel gelegentlich in einem Paddelboot einen kleinen Wasserlauf hinauf, den er bislang noch nie besucht hatte. Da sah er auf einer trockengefallenen Schlammbank ein junges Krokodil liegen. Als seine vier Paddler bemerkten, daß er sich fertig machte, um es abzuschießen, riefen sie wie aus einem Munde: „Nicht, Herr, tu's nicht!" Er ließ die Büchse sinken und fragte, was sie denn in aller Welt dagegen einzuwenden hätten — und es stellte sich heraus, daß just in diesem einen Flusse, obwohl er von Krokodilen wimmelte und obwohl die Dorfleute regelmäßig in ihm badeten, niemals jemand von den Tieren angefallen worden sei; im nächsten Strom aber, der fast an derselben Küste mündete, herrschte unaufhörlicher blutiger Streit zwischen Mensch und Krokodil. Von anderen Bewohnern der am Wasser liegenden Dörfer wurde das ausdrücklich bestätigt. Daß ihnen nie etwas geschähe, schrieben sie dem Umstande zu, daß sie niemals eins der Tiere getötet hätten; zum Entgelt täten auch sie ihnen niemals etwas zuleide. Vielleicht haben wir darin eine Umgestaltung der bekannten, aber immer noch nicht recht erklärten Geschichte von dem zum „Menschenfresser" werdenden Tiger zu sehen.

Unsern Frauen.

Zum Nachdenken.

Mit mächtigem Ruderschlag treibt der Mann das Fahrzeug hinaus, aber mit leichter Hand wendet das Steuer das Weib.

*

Am rechten Ort,
Zur rechten Zeit
Ergreif' das Wort
Zur Tat bereit.

Schule und Elternhaus.

Von S. C. K.

Der erste Schritt des Kindes aus der Kinderstube in die Schulstube ist ein so ernster und wichtiger, daß es sich wohl verlohnt, von Zeit zu Zeit immer wieder einige Gedanken darüber auszutauschen. Den Beginn eines neuen, schwerwiegenden Lebensabschnittes für so viele kleine Sechsjährige können gewissenhafte Mütter nicht mit genug Aufmerksamkeit und liebevoller, verständnisinniger Sorge vorbereiten und überwachen. Die richtige Mitwirkung des Elternhauses an der Schulerziehung ist segensreich und fördernd und sollte schon lange vor dem ersten Eintritt des Kindes in die Schule einsetzen.

Wie verkehrt ist es, dem Kinde die Schule nicht wie einen freundlichen Aufenthalt zu schildern, der ihm in Zukunft viele schöne genußreiche Stunden bieten wird, sondern wie eine Strafanstalt, in der der Lehrer nur als strenger Aufseher mit dem Stock hantiert, oder als ein Zucht- und Abschreckungsmittel, wenn man sich der elterlichen Autorität nicht fügen will. „Warte nur, wenn du in die Schule kommst!" hört man leider oft genug sagen. — Oder: Seitdem es feststeht, daß der Xaverl Herbst in die Schule kommt, wird der kleine Schlingel von der ganzen Familie noch mehr verzärtelt und verwöhnt. Jeder Wunsch wird ihm erfüllt, jede Ungezogenheit darf er sich erlauben, alles mit der Tatsache entschuldigend: „Die goldene Zeit der Freiheit hört ja nun doch bald für ihn auf!" Der Xaverl betritt mit einer Jammermiene zum ersten Mal das Schulhaus, fühlt sich sehr als armer, bemitleidenswerter Junge, weint bei jeder kleinsten Kleinigkeit und fügt sich erst nach vielen, für sich und den Lehrer qualvollen Wochen in sein unabänderliches Schicksal. — Noch lange nicht alle Eltern sind vernünftig und einsichtig genug, ihre kleinen in richtiger, zweckmäßiger Weise auf den ersten Schulbesuch vorzubereiten. Wie oft hört man: „Dies oder jenes muß aber aufhören, wenn du jetzt in die Schule kommst!" anstatt die Kinder schon frühzeitig an ein regelmäßiges Leben, an Pünktlichkeit, eine gewisse Selbständigkeit, Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen. Wie viele Kinder sieht man am ersten Schultag hülflos in der Klasse stehen, weil sie nicht imstande sind, sich allein Mäntelchen und Hut anzuziehen oder die Schulmappe umzuhängen. An das Kind, das bis jetzt sein junges Leben nur spielend gelebt hat, treten mit dem ersten Schultage nicht nur die ersten Pflichten, sondern auch mannigfache, schwere, Geist und Körper zugleich in Anspruch nehmende Anforderungen heran. Die Eltern, besonders die Mütter, sollten darum alles tun, daß ihre Lieblinge die strengere Zucht weniger schwer empfinden, daß sie die Schwierigkeiten möglichst schnell und leicht überwinden, damit ihnen die Schule in einem freundlicheren Licht erscheint, als dies bisher oft der Fall war.

Auch mit einem gewissen Wissensschatz soll das Kind in die Schule eintreten: es soll wissen, was rechts und links, was oben und unten, vorn und hinten bedeutet; es soll die einfachsten Anfangsgründe des Zählens, die meisten Farben, die Wochentage und Monate kennen und mehr derartige Dinge, die das Kind mit Leichtigkeit und spielend in der Familie lernen kann. Auch kann es nicht schaden, wenn die kleine Hand schon gelernt hat, Griffel und Bleistift richtig zu führen, wenn der lebhafte quecksilbrige Bub schon weiß, was Ruhe halten und Stillsitzen heißt. Dagegen ist es durchaus ein Fehler, den Kindern in falschem Ehrgeiz allerlei Können und Wissen, das der Schule vorbehalten ist, schon beizubringen. Zum Schreiben und Lesen lernen ist die Schule da, und es tut gar nicht gut, wenn das geweckte, frühreife Persönchen seinen kleinen Klassenkameradinnen in diesen Künsten so weit voraus ist. Gerade dadurch, daß man die Kinder mit allen möglichen Dingen plagt, die sie lernen sollen, bringt man ihnen einen Abscheu vor der Schule und dem Lernen bei. Leicht überanstrengt man auch den kindlichen Geist, während die Schule, durch jahrzehnte lange Erfahrung bereichert, nie mehr verlangt als wie der Aufnahmefähigkeit des jugendlichen Alters entspricht.

Am allerverderblichsten ist es für die Arbeiten und Bemühungen der Schule, wenn das Elternhaus ihnen direkt entgegenarbeitet. Die Eltern müssen vor allem die Kinder zur Achtung und Ehrfurcht vor Schule und Lehrpersonen erziehen. Es ist ganz verwerflich und von den unheilvollsten Folgen, wenn kurzsichtige Eltern in Gegenwart der Kinder die Anordnungen des Lehrers lächerlich machen, wenn sie behaupten, dies oder jenes, was er verlangt oder gesagt hat, sei unnötig, unzweckmäßig, unrichtig, oder wenn sie im Beisein der Kinder über Schule und Lehrer in herabsetzender, lieblose Weise reden. Hast du bei solchen Gelegenheiten noch nicht den Blick so eines Kindes beobachtet? Schrecken und trostlose Ratlosigkeit spricht aus demselben! Das Kind möchte den Lehrer verteidigen, von dem es nur Gutes zu sagen weiß und möchte auch seine Eltern nicht Lügen strafen. Anlaß zu solchen herabsetzenden Reden über den Lehrer geben besonders die Mahnungen und Strafen der Kinder. Gewöhnlich vergessen dann die Eltern, wie auch sie leicht erregt werden, wenn sie ihr Kind auf einer Unart ertappen; sie vergessen, daß der Lehrer doch nur ein Mensch ist, dessen Geduldsfaden doch einmal reißen kann. Sie vergessen, daß Strafen in der Schule durchaus notwendig sind, so daß ein berühmter Schulmann sagen konnte: „Eine Schule ohne Zucht ist eine Mühle ohne Wasser." Wenn aber Eltern gar so weit gehen, die Kinder gegen den Lehrer in Schutz zu nehmen oder sie gar gegen den Lehrer aufzuhetzen und zu strafbarem Betragen in der Schule zu ermuntern, dann kann man nur sagen, die Eltern drehen sich selbst die Zuchtrute, denn die letzte Folge einer solchen Untergrabung von Ansehen und Autorität des Lehrers ist das Sinken und Schwinden der elterlichen Autorität vor dem Kinde.

Notwendig zu einem gedeihlichen Zusammenwirken von Schule und Haus ist vor allem eine direkte Verbindung zwischen den Eltern und Lehrpersonen. Bei vorkommenden Differenzen sollten die Eltern immer bedenken, daß eine ruhige, von versöhnlichem Geiste diktierte Aussprache immer noch der beste Weg ist, um die gefährdete Harmonie zwischen Elternhaus und Schule zu sichern und zu befestigen. Möchten doch die Eltern bei solchen Gelegenheiten, anstatt zu schelten und Schule und Lehrer ungerecht anzuklagen, den Lehrer aufsuchen. Sie werden sicher freundliches Gehör finden und die Aussprache wird dem Kinde zum Segen gereichen. Vielleicht wird sie den Eltern aber auch die Erkenntnis bringen, daß die Meinungsverschiedenheit ihren Grund hatte in einem Mißverständnis und in einer falschen Beurteilung der Schularbeit. Ein vorzügliches und in manchen Städten schon längst erprobtes Mittel, um die Kluft zwischen Schule und Elternhaus zu überbrücken, sind die Elternabende. Beide, Schule und Elternhaus, erziehen dieselbe Jugend, beide umgeben dieselbe mit ihrer Liebe und ihrem Interesse: darum liegt es auch beiden nahe, eine Verständigung und in Zusammenwirken zu suchen, die ihnen beiden Gewinn bringen und deren Nutznießer vorab das Kind ist. Der Veranstalter des Elternabends ist natürlich die Schule und naturgemäß wird dieselbe auch den Leiter der Versammlungen und den größten Teil der Vortragenden stellen. Jedoch werden auch Vertreter der Familie zu den Vorbereitungen herangezogen und wird auch ihnen Gelegenheit geboten, ihre Ansicht zu Erziehungsfragen zu äußern. So wird in gemeinsamen Versammlungen durch Vorträge, öffentliche und private Aussprache eine engere Fühlung zwischen Schule und Elternhaus herbeigeführt, manches Mißverständnis wird behoben und so manche unheilvolle Spannung friedlich gelöst. Und so reichen sich über alle trennenden Unterschiede hinweg Schule und Elternhaus die Hand, zum größten Interesse des Kindes, dessen Erziehung zu einem vollwertigen, tüchtigen Menschen ja die größte und schwierigste, aber auch lohnendste Lebensarbeit ist.

Praktische Winke.

* **Braungestrichene Fußböden,** die durch vieles Aufwischen matt geworden sind, werden wieder wie neu durch Einreiben mit Leinöl und Eiweiß. Ein Teller mit Leinöl wird mit dem Eiweiß von zwei Eiern innig vermischt, und es wird mit einem wollenen Lappen der vorher gereinigte, trockene Boden damit fest eingerieben. Dann wird mit einem zweiten leinenen Lappen nochmals nachgerieben, damit alles gleichmäßig schön glänzt und trocknet. Der Boden ist dann wieder wie neu. Für viel benutzte Zimmer eignet sich das Verfahren weniger, weil man anfangs leicht ausgleitet; desto mehr aber für den Salon.

*

* **Die Kragen von Röcken und Jacken** aus dunklem Tuch sehen oft nach kurzer Zeit weiß aus. Man bereite einen zarten Brei aus einem Löffel Salmiakgeist, in dem genügend Salz aufgelöst wurde. Damit bestreicht man die Innenseite und wischt mit einem weichen Lappen nach.

*

* **Straßenschmutz** aus Kleiderstoffen wäscht man am besten mit Kartoffelwasser aus; dann spült man die Stelle mit reinem Wasser nach.

*

* **Nägel fest einzuschlagen.** In den modernen Mietshäusern findet man oft Wände, in denen kein Nagel hält. In solchen Fällen mische man etwas Gips mit kaltem Wasser, bohre mittels eines Bohrers ein entsprechend großes und tiefes Loch, fülle dies mit dem Gips und drücke dann den Nagel hinein. Der Gips verhärtet sehr schnell, und der Nagel sitzt vollständig fest.

Gartenarbeit und Blumenpflege

Zimmer-Blattpflanzen.

Einen besonderen Schmuck unserer Wohnräume bilden gesunde grüne Blattpflanzen. Um kräftige gesunde Pflanzen zu halten, muß man ihre Lebensbedingungen kennen und sie dementsprechend pflegen und behandeln. Wer Pflanzen, die eine mehrmonatliche Ruhe haben müssen, durch falsche Behandlung zu fortwährendem Wachstum reizt, oder eine solche, die feuchte, kühle Luft braucht, in trockene, warme Zimmer stellt, darf sich nicht wundern, daß seine Pfleglinge verkümmern. Ehe man also an die Anschaffung von Zimmerpflanzen geht, überlege man, ob man ihnen auch die zusagenden Verhältnisse bieten kann.

Die Zahl der Blattpflanzen, welche man im Zimmer halten kann, ist groß. Leider ist aber wegen der gering gewordenen Nachfrage ihre Zucht in den Gärtnereien zurückgegangen, so daß die Auswahl kleiner geworden ist. Die neuere Architektur, welche die Zimmer wieder durch Anlage größerer Fenster möglichst hell zu machen strebt, begünstigt die Haltung von Zimmerpflanzen sehr, und es ist zu hoffen, daß die Lust an der Kultur dieser Pflanzen wieder wachsen wird.

Zu den dankbarsten Zimmerblattpflanzen gehören die Palmen. Eine Anzahl von ihnen wächst unter Verhältnissen, die sie besonders geeignet zur Pflege im Zimmer machen. Wohl die verbreitetste der Zimmerpalmen für geheizte Wohnräume ist die Kentia Forsteriana, eine Fiederpalme, die verhältnismäßig schnell zu schönen Exemplaren heranwächst. Da die einzelnen Wedel immer höher als der vorhergehende werden, so erhalten die Pflanzen ein prächtiges Aussehen. Ebenso widerstandsfähig sind Kentia Belmoreana und Kentia Canterburyana, die aber buschiger bleiben. Ferner seien erwähnt Kentia Sapida oder Areca Sapida; Phoenix Canariensis; Phoenix Dactylifera (Dattelpalme); Phoenix Reclinata. Von Fächerpalmen sind Livistona Sinensis oder Latania Borbonica (borbonische Fächerpalme) und Livistona Australis (australische Schirmpalme), sowie einige Trimargarten zu empfehlen. Für kühlere Zimmer kommen die Zwergpalmen Rhapsis Flabelliformis, Phoenix Canarensis, Trachycarpus Excelsa und Chamaerops Humilis in Betracht.

Diese Palmen werden im Winter vielfach zu warm gehalten und gehen dann zu Grunde. Chamaerops Humilis kann eine ganze Reihe von Jahren unverpflanzt bleiben, sie gedeiht dann besser als wenn man sie zu häufig verpflanzt. Das Belegen des Topfes mit Kuhdünger ist bei den nicht verpflanzten Palmen empfehlenswert. Auch mit künstlichem Blumendünger darf man unverpflanzte Palmen düngen. Alle Palmen brauchen während der Vegetationszeit viel Wasser, das aber nicht zu kalt sein darf. Zu empfehlen ist es, die Töpfe der Palmen in größere Töpfe zu stellen, den etwa zwei Finger breiten Raum zwischen beiden Töpfen mit Sägespähnen oder Torfmull auszufüllen und dieses Füllmaterial stets feucht zu halten. Die Palmenwurzeln sind nämlich empfindlich gegen Temperaturschwankungen, die man auf diese Weise mildert.

Zimmer-Blattpflanzen besonderer Art sind die vielfarbigen Rexbegonien oder Schiefblätter. Die eigenartigen, schiefen Blätter entwickeln sich bei verständiger Pflege schnell und man erhält prächtig wirkende Schaupflanzen. Bedingung ist, daß die Pflanze eine recht lockere Erde erhält und nicht zu trocken, aber auch nicht zu naß gehalten wird; ferner muß der Topf mehr breit als hoch sein, damit die flach laufenden Wurzeln sich gut ausbreiten können. Endlich bedürfen sie reichlicher Nahrung, sind also öfter zu düngen.

Wem daran liegt, in kurzer Zeit im Zimmer einen hübschen Blattpflanzenschmuck zu erhalten, dem sei die Anschaffung eines Philodendron Pertusum empfohlen. Man kauft die Pflanzen gewöhnlich mit drei bis vier Blättern, von denen eins oder das andere am Rande eingeschnitten ist und in der Blattfläche einige der charakteristischen Löcher hat. Setzt man eine solche Pflanze in einen entsprechend großen Holzkübel, der eine gute Scherbenunterlage hat und mit nahrhafter, fetter Erde gefüllt ist und sorgt für reichliche Bewässerung, so kann man in zwei bis drei Jahren sehr große Pflanzen heranziehen. Die bald erscheinenden Luftwurzeln leite man in die Erde, weil sie zur Ernährung der Pflanze beitragen. Außer dem Philodendron gibt es noch einige andere Arons-Gewächse, welche sich für die Zimmerkultur gut eignen. Besonders sind die Anthuriumarten, wie Anthurium Crystallinum und Anthurium Leuconeurum zu empfehlen, deren Blätter einen eigenartigen Atlasglanz besitzen und deren Blattnerven prächtig gefärbt sind.

Eine Zimmerblattpflanze, welche man heute nur selten antrifft, ist die Pandanus Utilis. Die linienförmigen Blätter sind sattgrün, am Rande mit einem feinen, blutroten Streifen versehen und hier mit vorwärts gerichteten kleinen Stacheln ausgestattet, während auf dem Mittelnerv auf der Rückseite rückwärts gerichtete Stacheln sitzen. Gibt man der Pflanze einen Doppeltopf und hält sie stets gleichmäßig mäßig feucht, so gedeiht sie ausgezeichnet und läßt bald ihre eigenartige Schönheit erkennen. Die Blätter bilden drei Reihen, die aber nicht senkrecht übereinander stehen, sondern in Schraubenlinien emporsteigen. Deshalb hat man die Pflanze auch Schraubenbaum genannt. An älteren Exemplaren umwickelt man im Zimmer den Stamm am besten mit Moos, das man beständig feucht hält.

Sehr schön sind die verschiedenen Dracaenen und Cordylinen, die man leider auch nur noch selten sieht, obgleich sie im Zimmer ausgezeichnet gedeihen. Zu den imposantesten gehören die Dracaena Fragens und die Dracaena Rothiana, zu den zierlichsten Dracaena Australis. Letztere darf im Winter nicht zu warm stehen, sie gehört also in ein kühles, frostfreies Zimmer. Hier bildet sie mit der Schmucktanne Araucaria Excelsa, mit der Goldorange Aucuba Japonica, ferner mit Myrthe und Phoenix Canarienfis und mit Pfaffenhütchen Evonymus Japonica einen hübschen Schmuck. Auch die Aspidistra Elatior, bekannter unter dem Namen Plectoggne Variegata, kann hier aufgestellt werden. Sie ist die unverwüstlichste aller Zimmerblattpflanzen.

Einen besonderen Reiz gewähren einem Zimmer Schling- und Ampelpflanzen. Am verbreitetsten sind die Tradescantiaarten, die im warmen wie im kalten Zimmer gut gedeihen. Sie brauchen, um zu voller Schönheit zu gelangen, weite Töpfe, lockere, nahrhafte Erde, viel Wasser und kräftige Nahrung. Wenige Pflanzen sind für Düngung so dankbar wie sie. Eine andere dankbare Hängepflanze ist die Zierspargelart Asparagus Sprengeri, der ebenfalls kühl oder warm stehen kann und bei reichlicher Ernährung in nicht zu kleinem Topfe schnell zu einer starken Pflanze heranwächst. Zierlicher ist der Judenbart Saxifraga Sarmentosa, besonders in seinen buntblätterigen Spielarten, die zugleich noch durch ihre großen Blütenrispen erfreut. Eine vor einem sonnigen Fenster aufgehängte Pflanze zeigt bald ihr grün, weiß und rot gefärbtes Laub. Eine alte Ampelpflanze ist Clorophytum Sternbergianum, deren Ausläufer junge Pflanzen bilden, die in anmutiger Weise herabhängen. Als eigentliche Kletterpflanzen sind Efeu und Passionsblumen zu nennen, unter letzteren besonders die schöne Passiflora Kermesina Impératrice Eugenie. Sie verlangt volle Sonne und ein warmes Zimmer, im Sommer einen Platz im Freien, wo die Sonne sie kräftig bescheint, viel Nahrung und im Sommer viel, im Winter mäßig Feuchtigkeit. Im kühlen Zimmer, aber auch nur hier, und zwar am sonnigen Fenster, ist die Copique der Chilenen, Lapageria Rosea, die schönste Kletterpflanze, die uns außer durch schönes sattgrünes, lederartiges Laubwerk durch große, rote oder weiße Blütenglocken erfreut, die wie aus Wachs gearbeitet aussehen.